

BERGENGRUENIANA I

Im Auftrag der Werner Bergengruen-Gesellschaft
herausgegeben von Eckhard Lange

1. Auflage 2012

© Werner Bergengruen-Gesellschaft e.V.

© Verlag für Berlin-Brandenburg, Inh. André Förster

Binzstraße 19, D-13189 Berlin

www.verlagberlinbrandenburg.de

Satz und Gestaltung: Florian Behr, Berlin

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Bindung: Josef Spinner Großbuchbinderei, Ottersweier

Printed in Germany

ISBN 978-3-942476-29-4

Bergengruen heute

„Die Liebe ist ein seltsames Spiel“, sang einst mit einprägsam kehlicher Stimme Connie Francis, „sie kommt und geht von Einem zum Andern“. Ähnliches gilt für die Wertschätzung von Schriftstellern, die mal per Kritikerhymnen in Bestsellerhöhen getragen werden, um allzu oft später im Orkus der Vergessenheit zu versinken. Ganz so schlimm ist es mit Bergengruen nicht bestellt. Die Leser haben ihn noch nicht völlig vergessen, und ein gutes Dutzend seiner Titel sind in bescheidenen Auflagen noch lieferbar. 1992 war der Autor der Bundespost sogar noch eine Sondermarke wert. Auch mancher Germanist widmet ihm heute noch zuweilen ein kleines Sätz- oder Absätzchen.

Aber machen wir uns nicht selber froh: Verglichen mit seiner früheren Beliebtheit ist seit den Endsechzigern des letzten Jahrhunderts ein gewaltiger Absturz zu verzeichnen. Jahrzehnte lang galt er schließlich als einer der wichtigsten deutschsprachigen Schriftsteller mit einer Gesamtauflage von ca. sechs Millionen. Er war Schulautor, nicht selten Abiturdichter, zeitweilig fast so etwas wie ein Praeceptor Germaniae und ähnlich hoch gehandelt wie Thomas Mann, Carl Zuckmayer oder Bert Brecht. Noch 1967 gehörte er laut *Spiegel*-Umfrage neben Hesse und Peter Bamm zu den meistgelesenen Autoren deutscher Studenten. Das hat sich heute – wie Nadine Docktor bestätigt¹ – drastisch geändert, und ich glaube nicht, dass dies eine Besonderheit Saarbrückens darstellt. Zu dessen Ehrenrettung sei vielmehr festgestellt, dass an unserer Tagung immerhin zwei Wissenschaftlerinnen der dortigen Universität teilnahmen, wovon eine gerade eine Staatsarbeit über Bergengruens kürzere Prosatexte abgeschlossen hat.²

Im Übrigen ist es nichts Ungewöhnliches, dass auch Erfolgsschriftsteller in der Gunst neuerer Lesergenerationen zuweilen deutlich

1 Vgl. Nadine Docktor im vorausgehenden Vortrag. Ihre Ausführungen sind durch eine vor allem an der Saarbrücker Universität durchgeführte Befragung fundiert.

2 Verena Philippi: Werner Bergengruen als Autor von Kurzgeschichten, Erzählungen und Novellen zwischen 1933 und 1945, wiss. Staatsexamensarbeit, Saarbrücken 2010.

absinken. Die Distanz von Jahrzehnten relativiert nun mal manche zeitgenössisch empfundene Bedeutung oder deckt den Talmi-Glanz manches Bestsellers auf. Neue Generationen interessieren sich naturgemäß für andere Stoffe, Formen oder Akzentsetzungen. Bestimmte Vokabeln, Kontexte, Anspielungen oder Oppositionen sind späteren Lesern nicht mehr gleichermaßen vertraut und so weiter. Aber wo man Literaturgeschichte im Wortsinn ernst nimmt, belässt man wesentlichen Vertretern früherer Prominenz bei aller Neubewertung aus der Rückschau doch vernünftigerweise einen gewissen Klassikerstatus oder schenkt ihnen wenigstens so viel Aufmerksamkeit, dass deren zeitgenössische Hochschätzung erklärbar bleibt.

Nicht so bei Bergengruen. Zwar gibt es auch in jüngster Zeit Beispiele wissenschaftlicher Akzeptanz, doch nicht in der erforderlichen Tiefe und Breite, als dass sie bereits nachhaltige germanistische Folgen zeitigten. Noch immer steht das Gros der akademischen wie feuilletonistischen Veröffentlichungen einer aufgeschlossenen Würdigung des Autors im Wege. Und Marcel Reich-Ranickis jüngstes bärbeißiges Statement besitzt, wenn auch meist dezenter formuliert, einige Repräsentativität: „Warum sollte man ihn immer wieder drucken? Und wozu sollte man seine verstaubten Werke immer wieder kommentieren?“³

Roma locuta, causa finita? Mitnichten. Auch diesem Literaturpapst können wir die Revision nicht ersparen, um zu ermitteln, ob das literarische Objekt seiner Missachtung tatsächlich so belanglos geworden ist. Es möge denn im Folgenden der Fall Bergengruen vor dem Gericht der Literaturgeschichte erneut verhandelt werden. Wir wollen dabei ermitteln, wie plausibel und fair der Prozess verlaufen ist, wie berechtigt die Vorwürfe der Kritiker waren, wie legitimiert die ästhetischen Richter, und von welchem poetischen Gesetzbuch sie Gebrauch machten, wie gültig ihre damaligen Wertungsgrundlagen gewesen sind oder welcher außerästhetische Einfluss sich geltend gemacht hat.

Als Beweismittel dienen drei stellvertretend gemusterte germanistische Werke, deren häufige Nutzung in Schüler- und Studentenkreisen dem Nachweis etwas Exemplarisches verleiht:

3 Literatur Spezial. Fragen Sie Reich-Ranicki, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 12.10.2008, S. 53.

1. *Kindlers Neues Literaturlexikon*
2. *Metzlers Deutsche Literaturgeschichte*, 2008 in 7. Auflage erschienen, und
3. ein 2002 in 2. Auflage verbreitetes Autorenlexikon von Hans Sarkowicz und Alf Mentzer (*Literatur in Nazi-Deutschland*).

Hinzu kommt Raimund Koplins Fernsehfilm *Politisch unzuverlässig. Der Schriftsteller Werner Bergengruen (1892–1964)* von 1995 als bisher letztes Medienurteil in Sachen Bergengruen, typisch für viele Aversionen. Ich beschränke mich in den folgenden Anmerkungen nur auf einige grundsätzliche Wertungen, deren Tendenz auch für weitere Publikationen charakteristisch ist:

Für den Zeitabschnitt 1933 bis 1945 fällt zunächst einmal die weitgehende Geringschätzung auf, die man den regimekritischen Leistungen Bergengruens wie einer ganzen Autorengruppe entgegenbringt.

In Metzlers Literaturgeschichte konzidiert Inge Stephan zwar nach langatmigen Ausführungen zur „Inneren Emigration“ schließlich, dass es diese „tatsächlich gegeben hat“.⁴ Doch sogleich schränkt sie ein, die Hoffnungen auf Opposition durch Literatur hätten sich nur in den „wenigsten Fällen erfüllt“. Bergengruens 1935 erschienener Roman *Der Großtyrann und das Gericht* etwa sei vom *Völkischen Beobachter* gelobt und der Autor vereinnahmt worden. Das war's schon zu Bergengruen, abgesehen von ihrem Bedauern über eine allzu günstige Rezeption konservativer Traditionalisten in Nachkriegsdeutschland zu Lasten der „Gruppe 47“ und der Exilanten.⁵

Vom *Kindler* ist soeben eine Neuauflage erschienen, die für Bergengruen zwar keine grundsätzliche Revision bringt, aber immerhin manche Defizite und Schrofheiten eliminiert hat, die jetzt eher relikthaft aufscheinen. Wer sich den Bedeutungsverlust des Autors erklären will, hält sich somit besser an die bis vor kurzem verbindliche Ausgabe von 1988. Darin spricht Karl-Heinz Gradl noch bezeichnenderweise von der nur „sogen. ‚Inneren Emigration‘“⁶, und über Bergengruens sub-

4 Inge Stephan: Die Literatur der „Inneren Emigration“, in: Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, hg. von Wolfgang Beutin u.a., Stuttgart 2008, S. 442.

5 Ebd., S. 444, 484.

6 Kindlers Neues Literaturlexikon, München 1988, Bd. 2, S. 546.

versiven Roman *Am Himmel wie auf Erden* findet sich keine Zeile. Jetzt gibt es zwar einen Beitrag, aber der übergeht völlig den Aktualitätsbezug des Werks, der die Zeitgenossen bekanntlich als Gegenwartsparallele erregte. Und die ideelle Konterbande des *Großtyrann* wird vom *Kindler* ursprünglich in einem lapidaren Satz ignoriert, er sei „irrtümlicher Weise“ als Schlüsselroman gegen die NS-Diktatur verstanden worden.⁷

Auch Sarkowicz/Mentzer bestreiten dessen Essenz als Hitler-Allegorie, gestehen aber fraglos Anspielungen auf die nazistische Gegenwart zu, auch wenn der *Völkische Beobachter* das Buch als „Führerroman“⁸ gepriesen habe. Zudem belege „der versöhnliche Schluss mit der Läuterung des Großtyrannen“, dass es Bergengruen nicht um „ernsthaften politischen Protest“ ging – ein etwas kühner Schluss, der offenbar nur unverschlüsselte Pamphlete gelten lässt. Schließlich sei das Buch ja nicht einmal verboten worden:

Bergengruens Roman gilt neben Ernst Jüngers *Auf den Marmorklippen*, Albrecht Haushofers Theaterstücken, Fritz Reck-Mallecezens *Bockelson, Geschichte eines Massenwahns*, Reinhold Schneiders *Las Casas vor Karl V.* und Frank Thieß' *Das Reich der Dämonen* als regimekritische Literatur, soweit dieser Begriff überhaupt angebracht erscheint. Denn wirklich regimekritische Literatur hätten die staatlichen und halbstaatlichen Zensurstellen nicht geduldet. Vielleicht sind die späten pazifistischen Gedichte von Hans Leip die einzige Ausnahme.⁹

So einfach ist das für Nachgeborene, wenn sie sich partout nicht mit den konkreten Umständen im Dritten Reich auseinandersetzen wollen, können oder sich an Ralf Schnells fahrlässigen Ausführungen zur Inneren Emigration orientieren, der doch tatsächlich verkündete:

- 7 Die Neuformulierung spricht nun von einem Buch, „das man auch als Schlüsselroman gegen die NS-Diktatur verstanden hat“.
- 8 So noch die Erstausgabe von Hans Sarkowicz und Alf Mentzer (*Literatur in Nazi-Deutschland. Ein biografisches Lexikon*, Hamburg/Wien 2000, S. 89), ein übrigens durch vieles Abschreiben verbreiteter Irrtum. In der 2. Auflage (2002) ist im Zusammenhang mit dem „Völkischen Beobachter“ nur mehr von dessen Lob als „scharf umrissene Charakterstudien“ (S. 89) die Rede.
- 9 Ebd., 2. Auflage 2002, S. 31.

Sowohl der christliche Standpunkt Bergengruens und Schneiders wie der konservative Sieburgs, Jüngers und Reck-Malleczewens werden aus einer Quelle des Irrationalismus gespeist, der dem Menschen ein geschichtsbestimmendes Handlungsvermögen versagt und die Möglichkeit seiner Verwirklichung nach den Prinzipien kritischer Vernunft ebenso negiert wie seine Fähigkeit zur Einsicht in die den geschichtlichen Prozeß bewegenden materiellen Kräfte [...].

Der von den Autoren so deutlich abgelehnte Faschismus ist in ideologischer Hinsicht nichts anderes als die Kehrseite ihres eigenen Irrationalismus. [...]

Daß die Autoren [...] lediglich ‚unerwünscht‘ waren, nicht aber verboten wurden, ist wesentlich auf die latente Übereinstimmung ihrer geschichtsphilosophischen Theoreme mit solchen des Faschismus zurückzuführen: sie bildeten ideologisch brauchbare Reservate bürgerlicher Gegenaufklärung.¹⁰

Wie schade für solche tiefsinnige Argumentation, möchte man ironisch einwenden, dass immerhin spätere Auflagen von Bergengruens *Sintflut-Roman* dann ja doch unterbunden wurden. Aber was soll's. Sarkowicz/Mentzer zeigen übrigens auch kein Gespür für das Risiko, das der Autor etwa mit dem anonym veröffentlichten *Ewigen Kaiser* eingegangen war, der vehemente Attacken gegen den „Tribun“ Hitler enthielt. Ebenso wenig interessieren andere beachtliche Gedicht- und Erzählbände, die Bergengruen in dieser Zeit geschrieben beziehungsweise veröffentlicht hat. Dafür erfahren wir gleich zweifach, dass er am Treffen deutscher Kriegsdichter teilnahm und welches Grußtelegramm dort an Hitler gesandt wurde. Auch wird penibel aus NS-Akten zitiert, ob der Autor geflaggt, nennenswert bei Haussammlungen gespendet und wie hoch er seine Hand beim „Deutschen Gruß“ gehoben hat, ganz wie es sich für den neuen Germanisten-Typus ziemt, der zum Dossiersammler für nachträgliche Spruchkammerverfahren mutiert ist.

Im Übrigen herrscht als Grundtenor des Artikels ein einziges „Ja, aber“: „Obwohl er deutsch-national dachte und sich zur militärischen

10 Ralf Schnell: *Literarische Innere Emigration 1933–1945*, Stuttgart 1976, S. 153f. Kaum abgebildet in: ders.: *Dichtung in finsternen Zeiten*, Reinbek 1998, S. 128f.

Tradition bekannte“, heißt es, sei Bergengruen entschiedener NS-Gegner gewesen, obwohl aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen per Sondergenehmigungen zu einem „außerordentlich erfolgreichen Autor“ geworden. Obwohl er der Parteibürokratie suspekt war und auf aktuelle Missstände anspielte, hielt er sich vom „aktiven politischen Widerstand“ fern, worunter Sarkowicz/Mentzer sich offenbar ausschließlich Attentate vorstellen können. Dass Bergengruen deren Nützlichkeit bezweifelte, beansprucht sogar mehrere Zeilen. Das nächtliche Abtippen und Verteilen von Flugblättern der „Weißen Rose“ durch das Ehepaar Bergengruen hingegen gilt offenbar nicht als erwähnenswerte Tat. Soviel zum Thema „Schreibtischmartyrer von heute“.

Während die genannten Darstellungen Bergengruens Lebensleistung nur relativ lieb- bis verständnislos begegnen, bietet Koplins Fernsehfilm dies um eine Nuance böser. Diese Produktion des Bayerischen Rundfunks ist – um es vorweg zu nehmen – ein als Analyse getarntes Pamphlet. Sie ergänzt die Abwertung literarischer Nonkonformität im Dritten Reich durch den Vorwurf, Bergengruen sei auch noch Aufklärungsverhinderer gewesen, ein kontraproduktiver Faktor zur geistigen Wiedererziehung der Nachkriegsdeutschen. Wir erdulden Kommentare, die das geballte moralingetränkte Unverständnis Nachgeborener bekunden, mit Koplins als Großinquisitor, Hans Dieter Schäfer als literarhistorischem Staatsanwalt und Hanna-Renate Laurien als Nebenklägerin in bemerkenswert fanatischer Anklägerpose.¹¹

Die wenigen zu Bergengruens Gunsten aufgerufenen Zeitzeugen dürften sich angesichts der Generaltendenz dieses TV-Produkts als pseudoobjektiv missbrauchte Pappkameraden vorgekommen sein.

11 Nur eine Kostprobe: Hanna-Renate Laurien: „Dass diese Welt heil sei, dass nimmt unsere Jugend uns nicht ab. [... Schmerzensstunde...] die man ja auch sprachlich kaum ertragen kann, die stimmt so nicht. Dem, der Christi Auferstehung glaubt, ist zwar die Verwandlung [...] vollzogen, aber mehr als die Schale ist geritzt. [... Labung ...] ist auch für den Glaubenden nicht Erfahrung, sondern Glaube. [... Mangel...] so wenden wir, Lehrer und Schüler, hier ein, dass Mangel an sich nicht Tugend ist und dass Gott doch auch die vollen Hände gegeben hat. Welt also ist unseren jungen Menschen stärker gegenwärtig. Und sie ist Gegenstand der Kritik, scharfer Kritik. Und man liest Thomas Mann und Günter Grass, und sie ist Aufforderung zu veränderndem Tun. Und man liest Bert Brecht und ist betroffen von seiner Sehnsucht nach Freundlichkeit.“

Das gilt zum Beispiel für Bernhard Hanssler, der Bergengruen bereits in den 30er-Jahren als Studentenpfarrer in Tübingen begegnete und glaubhaft die aufmunternde Wirkung seiner Persönlichkeit wie die subversive Resonanz seiner Lektüre beschrieb:

Er war so wohltuend, ja, einfach als Person, [...] ein Geschenk [...] eine Freude [...]. Bei ihm brach immer wieder der Schelm durch. Er war ein großer Erzähler, ein Fabulierer [...]. Heimliche kleine Bosheiten hat er mit großem Vergnügen denn auch ausgeteilt. Jeder dieser Leseabende war ein Ereignis, und die Leute gingen getröstet, getröstet nach Hause, im echten und richtigen Sinn getröstet. [...] Es ist gar nicht zu sagen, was dieses Buch *Der Großtyrann und das Gericht* uns bedeutet hat. Da wurde in einem Symbol eines Renaissance-Herrschers Adolf Hitler vorgeführt, und damit die Macht und die Übergriffe der Macht und die Bedenkenlosigkeit der Macht und dazu als Ergänzung, als Gegenstück die Verführbarkeit der Menschen. Das war Drittes Reich, das wir da vor Augen hatten.

Solches Lob rief sogleich Hans Dieter Schäfer auf den Plan, der zwar fraglos beachtliche Verdienste für seine präzisere Erfassung der damaligen Literaturszene, aber offenbar kein Sensorium für Bergengruens spezifischen Literaturbeitrag besitzt. „Der Großtyrann“, formuliert er zu Recht und im Einklang mit dem Autor selbst, sei nicht Hitler. Allenfalls – aber was heißt: allenfalls – schildere der Text eine Orwell’sche Atmosphäre der Bespitzelung, die wiederum viele dazu angeregt habe, „hinter dem Roman mehr zu sehen“, als er eigentlich ausdrückte. „Denn Bergengruen hat zwar behauptet, er habe zwischen den Zeilen geschrieben. Aber das ist literaturgeschichtlich zu bezweifeln. Es war ein Lebensgefühl, genau wie Ernst Jünger nicht zwischen den Zeilen geschrieben hat.“ (Nebenbei gesagt eine Einschätzung, die allenfalls als Halbwahrheit passieren kann.¹²)

Zudem sei *Der Großtyrann und das Gericht* bereits vor dem Dritten Reich konzipiert und daher weniger Gegenentwurf zu Hitler als zur Weimarer Republik. Wie man das aus dem Text herausdeuten kann,

12 Günter Scholdt: „Gescheitert an den Marmorklippen“. Zur Kritik an Ernst Jüngers Widerstandsroman, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie*, 98 (1979), S. 543–577.

bleibt leider Schäfers Geheimnis. Stattdessen wird wieder einmal der obligatorische *Völkische Beobachter* zitiert, der in der Hauptfigur eine „Herrengestalt der Renaissance“ erblickte. Kaum ein Bergengruen-Verächter verzichtet auf dieses vermeintlich skandalisierende Faktum, ohne es allerdings angemessen interpretieren zu können. Denn dass der Roman nicht sofort kassiert wurde, hängt teils mit dem verblendeten Selbstbewusstsein der Machthaber, teils mit der Schreibweise der Inneren Emigration, teils mit einer kulturellen Infrastruktur zusammen, deren halbtotale Eigenart bis heute noch kaum hinlänglich ins durchschnittliche Germanisten-Bewusstsein gedrungen ist.

Ein Hauptgrund für den Verständnismangel sei hier nur skizziert: Stets erwarten Kritiker offenbar komplette Allegorien zeitgenössischer Politik und reagieren enttäuscht, wenn sie fehlen. Dabei ging es vielen Inneren Emigranten doch vornehmlich um Handlungsmodelle ideeller Konfrontationen mit einer von ihnen abgelehnten Haltung.

Auch Schäfers Einwand, *Der Großtyrann und das Gericht* sei bereits vor 1933 als nichtaktuelle Rechtsparabel konzipiert worden, besagt wenig. Denn er wurde nun mal just im Dritten Reich ausgearbeitet und erschien, entsprechend akzentuiert, in einem ganz besonderen politischen Umfeld. Und wie haben wir uns mit Schäfer eigentlich so ein „allgemeines Lebensgefühl“ vorzustellen, das angeblich nur überinterpretierende Romanleser auf das Dritte Reich bezogen, während der Autor tatsächlich keineswegs zwischen den Zeilen schrieb, sondern dies erst später beanspruchte? Geht das überhaupt, dass man abstrakte Diskurse über Recht, Moral, Geheimdienst, Terror, Schuld, kollektive Einschüchterung, Bespitzelung und Verführung formuliert oder redigiert, ohne ständig von der bedrückenden Gegenwart angeregt zu werden und sie damit auch zwischen den Zeilen zu thematisieren? Das müsste ein seltsamer Produktionsprozess und ein noch seltsamerer Autor sein, der solche selbstvergessene Distanz zum Tage aufzubringen vermöchte. Gewiss hat manche überbordende Entschlüsselungsphantasie von Lesern auch Unbeabsichtigtes hinzugefügt; aber natürlich ist dieses Buch zurzeit ohnehin ein anspielungsreicher Text.

Gänzlich anrühlich wird es, wenn zudem Bergengruens Biographie durchleuchtet wird. Da plustert sich seine Mitgliedschaft im Vorstand des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller oder PEN-Club dann

schnell zur Mittäterschaft bei der kulturellen Gleichschaltung auf.¹³ Hier hätte ein wenig mehr Einfühlung in die Zeitläufte vor wohlfeilem Denunziantentum bewahrt. Genug davon.

Kommen wir zur zweiten germanistischen Angriffsfront: Bergengruens vermeintliche stilistische Unzulänglichkeit und Antiquiertheit. Er sei zwar ein „vielgelesener Autor“, aber „kein Neuerer“ gewesen, rügen Sarkowicz und Co. Und die verschiedenen *Kindler*-Artikel (vor allem von 1988) stoßen ins gleiche Horn. Ich zitiere exemplarisch: Bergengruens Dichter-Verständnis sei gestrig, sein lyrisches Werk bleibe „formal in konventionellen Mustern gefangen“.¹⁴ *Die drei Falken* zeigten eine „allzu glatte und betont exemplarische Handhabung des traditionellen Formschemas“, das „manchmal etwas gekünstelt wirkt“.¹⁵ Man moniert eine „meist klare, aber im Konventionellen erstarrte Sprache“,¹⁶ „eine gewisse epigonale Starre und gesuchte Originalität“ oder die „Gefahr rückwärts gewandter Sentimentalität“.¹⁷ Und auch ein seltenes Lob als „Meister der epischen Kleinform“ wird sogleich relativiert mit dem Hinweis: „die Sprachgestaltung wurzelt stark in der erzählerischen Tradition des 19. Jh.s“.¹⁸

Schäfer hält seine historischen Romane für missglückt. In Anlehnung an Horst Lange sieht er in *Am Himmel wie auf Erden* nur Starres und Totes, leblose Ideendichtung und Figuren wie Puppen. Bergengruens Sprache gilt dem Propagator der „Klassischen Moderne“ als „trivial, altertümlich, geschraubt“, gesucht archaisch, um vermeintlich Kunst zu produzieren.

Doch die gravierendsten Attacks des Films messen den Autor an den Korrektheitsansprüchen seit den späten 1960er-Jahren, angefangen mit der angeblich nie abgelegten „aristokratischen Attitüde“ des baltischen Arztsohns, die egalitärem Empfinden ein Dorn im Auge ist, über Bergengruens Kaiser- und Reichsmythologie bis hin zur religiösen

13 Filmkommentar: „Die nationalsozialistische Revolution hat Bergengruen nicht unbeeindruckt gelassen. Er nahm an der Gleichschaltung des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller teil, dessen Mitglied er war.“ Und so weiter.

14 Kindler, a.a.O., S. 546.

15 Ebd., S. 548.

16 Ebd., S. 549.

17 Ebd., S. 550.

18 Ebd., S. 548.

Sinngebung der Katastrophe oder seiner Konzeption eines letzten Welt-sinns.

Heftige Schelte durch ideologiekritische Inquisitoren erfährt Bergengruens *Deutsche Reise*. Denn die 1934 erschienenen Landschafts- und Geschichtsimpressionen sind getragen von der Sehnsucht nach Geborgenheit im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Autistisch dichte sich ihr Autor darin gegen die zeitgenössische politische Realität ab. Die Suche nach einem Gottesreich auf Erden samt Idee vom „Ewigen Kaiser“, schilt Schäfer, gehörten einer vordemokratischen Welt an, längst zur Reklame verrottet, tauglich nur mehr für fatale nostalgische Scharlatanerien, Propaganda für politische Brutalität im Industriezeitalter, nationalsozialistische Tarnung zur Einführung der modernen Barbarei. Und in polemischer Engführung wird Bergengruens in Quedlinburg empfundene Reichsidee mit Himmlers SS-Ordensburg verknüpft, „Kultstätte seiner Mordtruppen“, wie es ausdrücklich heißt.¹⁹

Was Bergengruen mit seiner Erinnerung tatsächlich beschwor, entgeht solcher Denunziation: eine Reichsidee nämlich als transnationales Ordnungsgebilde ohne ethnische Ausgrenzung, wie sie gleichzeitig etwa der Exilant Joseph Roth in *Radetzky* oder *Die Kapuzinergruft* gefeiert hat. Dass dieses Gegenbild für den Nationalsozialismus mindestens so viel Subversives wie Kompatibles enthielt, hätte also fairerweise nicht unterschlagen werden dürfen. Ein Gedicht wie *Teutones in Pace* (von 1944) belegt es:

Bei meinen Vätern kann ich nicht mehr liegen.
Die Grüfte sind gesprengt und aufgerissen,
und bald wird niemand mehr die Stelle wissen
und nur die Nessel sich im Winde wiegen.

Wo aber ist das Grab mir zugemessen?
Nicht in dem Land, da ich so viel gelitten!
Dürft ich denn wählen, wollt ich mir erbitten
als Totenwächter römische Zypressen.

19 „In Quedlinburg fällt ihm die Bestimmung Deutschlands ein: Herzkammer der abendländischen Völker. 1934 hatte auch die SS Quedlinburg entdeckt, auch sie erhob Anspruch auf die Reichsidee. Kultstätte seiner Mordtruppen.“

Hier ist der Deutschen Herz. Hier endlich wohnen
 im Angesicht unsäglicher Versöhnung
 und nah dem Ort der kaiserlichen Krönung
 nach Schuld und Streit im Frieden die Teutonen.²⁰

Auch Bergengruens Deutung der NS-Epoche, die ihm als göttliche Strafe, christliche Prüfung oder Saat für Neues erschien, stößt auf heftige Kritik. „So verleiht Bergengruen dem Sinnlosen Sinn“, heißt es, ohne zu erwägen, wie verbreitet solche Denkfiguren auch jenseits des christlichen Bereichs in den verschiedensten politischen Lagern waren. Schließlich erhofften auch andere Geschichtsvisionen als Endziel der globalen Gemetzel, Eroberungskriege, Klassen- oder Rassenkämpfe eine bessere politische Zukunft: eine wahre Demokratie etwa, Europas Einigung oder einen friedensstiftenden Weltstaat. „Erst Hitler, dann wir!“ – lautete ein Schlagwort kommunistischer Handlungslehre. Klaus Mann wiederum sah, ungerügt, in den Bombern, die Deutschlands Städte in Schutt und Asche brannten, wörtlich „Fliegende Festungen der Demokratie.“²¹ Die im Film monierte „Sinnggebung des Sinnlosen“ ist also offenbar gar nicht so singulär skandalös, wie Bergengruen vorgeworfen wurde, sondern entspricht eher einem anthropologischen Grundbedürfnis.

Heftig gerügt wurde auch Bergengruens 1944 geschriebener Lyrikband *Dies irae*. Hier mischen sich ästhetische mit ideologiekritischen Vorwürfen. Man lobt zwar sein antinazistisches Verdammungsurteil *Die Lüge*, doch das Gedicht *An die Völker der Erde*, das vor alliierter Selbstgerechtigkeit warnt, gilt als schlimme Entgleisung. Abstrus sei Bergengruens Ansicht, im Ausland hätte man den „Brand“ früher löschen können, wie seine Vorstellung einer stellvertretenden deutschen Passion. Der Filmkommentar verhängt hierfür die ideologiekritische Höchststrafe und zieht den Autor des Gedankenverbrechens, dem „Selbstmitleid des Volks der Täter“ Vorschub geleistet zu haben. Das Ganze wird mit suggestiven KZ-Fotos aus Bergen-Belsen denunziatorisch unterlegt:

20 Zum Kontext vgl. Werner Bergengruen/Reinhold Schneider: Briefwechsel, hg. von Luise Hackelsberger-Bergengruen, Freiburg/Basel/Wien o.J. [1966], S. 63ff.

21 Klaus Mann: Auf verlorenem Posten, Reinbek 1994, S. 77.

Deutsche Bürger wurden von den Alliierten mit dem Grauen in den Konzentrationslagern konfrontiert. Es hat wenig genutzt. [...] Dass die Vernichtung der europäischen Juden das Schlüsselereignis, die Zäsur dieses Jahrhunderts ist, begriffen die Deutschen nicht. Wollten sie nicht begreifen. Die westdeutsche Bevölkerung betäubte sich, indem sie sich in den Wiederaufbau stürzte. Es tat ihr wohl dabei, tröstliche Botschaften zu hören. Da hatte denn auch Dichtung Konjunktur, wenn sie positiv war.

Bergengruen, so Schäfer, erlaubte den Deutschen so zu tun, als ob die Vergangenheit bewältigt wäre. Seine überzeitlichen Modelle hätten jedoch mit dem Aufbau der Demokratie nichts zu tun. Die Angriffe gipfeln in Adornos Verdikt über des Autors Konzeption der „Heilen Welt“:

Der Band von Bergengruen ist nur ein paar Jahre jünger als die Zeit, da man Juden, die man nicht gründlich genug vergast hatte, lebend ins Feuer warf, wo sie das Bewußtsein wiederfanden und schrien. Der Dichter, dem man bestimmt keinen billigen Optimismus nachsagen könnte, und der philosophisch gestimmte Pädagoge, der ihn auswertet, vernahmen nichts als Lobgesang.²²

Als Bilanz solcher diagnostizierten Mängel bleibt nur noch der literarhistorische Schuldspruch, und der erfolgt umgehend: Mit der Studentenbewegung sei Bergengruen aus dem Bildungskanon hinauskatapultiert worden. Der Autor mit Millionenauflagen, dekretiert Schäfer, „hat seinen Ruhm mit seinem Nichtlesen heute bezahlt“. Und der Film schließt mit Bergengruens Erzählband *Der letzte Rittmeister* als Relikt einer untergegangenen Welt, gedeutet als Schwanengesang des Autors und dessen Einsicht einer unzeitgemäß gewordenen Existenz.

Voilà, ein veritabler philologischer Totschlag, der allerdings energischen Widerspruch herausfordert. Nicht weil ein geschätzter Autor gegen jegliche Kritik verteidigt werden soll, nicht um Heldenlieder zu

22 Theodor W. Adorno: Jargon der Eigentlichkeit, in: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 6, Frankfurt a. M. 1990, S. 429.

singen und auf Teufel komm raus Vorbilder zu feiern. Nicht in der Absicht, spektakuläre Widerstandsmeriten zu reklamieren. Aber statt froh zu sein, dass die damalige Kulturszene nicht völlig in Uniformität erstarrte, unterschreitet diese Art von Missachtung einen Mindeststandard an Verständnis. Literarhistoriker sind keine Panegyriker oder sollten es zumindest nicht sein, aber auch keine lustvollen Totengräber von Epochen, zu denen sie offenbar keinen Zugang haben.

Natürlich zeigt Bergengruens Werk auch Schwächen. Er war auch ein Vielschreiber oder besser Produzent einer fast unüberschaubaren Publikationsliste mit Texten unterschiedlichen Niveaus. Auch diverse Verlagspraktiken halte ich nur unter Kommerzaspekten für geschickt. Verstimmt doch das Recyceln um jeden Preis so manchen Bücherkäufer, dem man in stetig neuen Ausgaben vielfach Altes neben Neuem bot.

Wir wollen auch nicht übersehen, dass sein mit Archaismen gespickter Stil zuweilen künstlich und unelegant wirkt. Einige Passagen etwa aus *Am Himmel wie auf Erden*²³ sind heute in der Tat schwer verdaulich. Aber das gilt nicht in solchem Maß, dass ganze Werke entwertet würden. Auch Thomas Mann hat im *Josephs-Roman* oder dem *Dr. Faustus* zum Teil penetrant mit altertümlichen Formen gespielt, und manche Lyrik-Sentenz von Brecht klingt nach imitierter uralter chinesischer Bauernweisheit.²⁴ Wenn Schäfer also mit spitzer Feder verschiedene Bergengruen-Stilblüten aufspießt, könnte man ihm leichter zustimmen, wenn er die Proportionen wahrte. Hinzu kommt die Einsicht, dass die zur stilistischen Norm erhobene Modernität eine Sphinx und ein Fetisch-Wort zugleich darstellt. Denn welche Moderne darf's denn bitte sein? Diejenige Döblins oder diejenige Hamsuns?

Verständlich ist gewiss, dass die Generation der vermeintlichen Stunde Null mit Günter Eichs *Inventur* als neuem poetischem Muster gegen solche präventöse Sprache opponierte. Nur sollte ein heutiger Rückblick auch seinem (aus dem Anspruch, eine moralische Gegenwart zu verkörpern, erwachsenen) Stil mehr Gerechtigkeit widerfahren

23 Werner Bergengruen: *Am Himmel wie auf Erden*, Hamburg 1940, S. 30f.

24 Man denke an seine Inversionen im Stil von Luthers „Hauspostille“. Solche stilistischen Rückgriffe finden sich nicht nur zu Zwecken der Parodie, sondern auch zur Monumentalisierung.

lassen. Er ist nicht mehr innovationshemmend, repräsentiert keine ästhetische Macht mehr, keinen quasi priesterlichen Anspruch, so dass wir gelassener reagieren könnten.

Und ein Weiteres wäre zu beachten: Indem wir Bergengruen manche antiquierte Wendung vorhalten, urteilen wir aus dem Überlegenheitsbewusstsein einer scheinbar unanfechtbaren Sprachentwicklungszentrale, während man in den Sprachinseln der Diaspora, von den Balten über die Russland- und Rumäniendeutschen bis hin zu den Elsässern einen viel stärkeren Impuls zur Bewahrung eines als kostbar empfundenen Wortguts findet. Wir sind so stolz auf unsere tägliche Innovation an Vokabeln und Syntax, auf unser schnelllebiges sprachliches Entwicklungstempo, ohne zu bedenken, welch gleichzeitiger Verlust mit jeder Neuerung verbunden ist²⁵ oder welche Neusprech- oder Denglish-Monster wir dabei häufig kreieren. Manches lässt sich also aus einem föderativen Denken her auch anders werten.

Gleichwohl ging auch thematisch die Zeit der Pferdekutschen und Rittmeister einmal endgültig vorbei. Und wer wie ich als Angehöriger des Jahrgangs 1946 in den Schulbüchern der frühen Klassen noch reichlich mit Erzähltexten traktathaft moralischen wie agrarischen Inhalts gefüttert wurde, als sei der Morgenthau-Plan tatsächlich verwirklicht worden, sehnte sich in der Oberstufe nach ganz anderen literarischen Horizonten und empfand Alternativen wie Sartre, Camus, Hemingway, Steinbeck, Brecht, Tucholsky oder Remarque als eine Art Frischluftzufuhr.

Doch mit zunehmendem Alter, und je mehr auch die damals Bergengruen und Co. ablösende Ästhetik historisch zu werden beginnt, schwant mir, wie viel weiterhin Gültiges seinerzeit mit verworfen wurde. Und vor allem durchschaue ich nun die kulturpolitische Strategie, die dem literarischen Paradigmenwechsel zugrunde lag und die mancher spontanen Unmutsäußerung ein wenig die Unschuld nimmt. Das gilt insbesondere für das Ereignis in Bergengruens Leben, das man als Super-GAU für seinen literarischen Ruf bezeichnen könnte: Adornos

25 Als mir kürzlich eine jüngere Kollegin, Linguistik-Professorin, gestand, sie verstehe das Wort „zerspellen“ nicht mehr, wurde mir dies wieder einmal schlagartig bewusst, und ich benutze diese vom Aussterben bedrohte Vokabel seitdem um so eifriger.

oben zitierten Bannspruch, der das Gedicht *Die heile Welt* mit schockierenden Details des Holocausts konfrontierte.

Hansler sah darin ein „tragisches Missverständnis“, was es vermutlich zu Lasten Bergengruens auch war. Aber ich spüre in der spezifischen Form der Attacke zugleich den Geist einer blind um sich schlagenden Polemik und einer exegetischen Machtdemonstration. Dabei taugte Bergengruen schon von seiner Biografie her kaum zu Adornos Watschenmann. Er bewohnte weder ein Tal politisch Ahnungsloser noch bedurfte er in Sachen nazistischer Judenbehandlung sarkastischer Belehrung. Zudem hatte er das Seine getan, um Unheil zu verhüten, und verfasste bereits regimekritische Texte, als der spätere Frankfurter Philosophenguru noch Anbiederndes über Vertonungen eines Baldur-von-Schirach-Buchs oder Rechtfertigendes zu Goebbels' Rundfunkverbot des sogenannten „Negerjazz“ publizierte.²⁶

Wenn Bergengruen sich gleichwohl im Rahmen einer Art Theodizee einem religiösen Hoffnungskonzept unterwarf, so äußerte sich darin kein naiv beschönigender Lobredner, sondern ein Trost spendender Literaturtherapeut und Gläubiger, dessen Hoffnung auf eine in letzter Instanz nicht zerstörbare, in Gott geborgene Welt den täglichen Schrecken bannen sollte. Man sehe also genau hin, was da gepriesen wurde in Versen, die bezeichnenderweise 1944 entstanden sind und von atemberaubenden Drängnissen künden:

Wisse, wenn in Schmerzensstunden
dir das Blut vom Herzen spritzt:
Niemand kann die Welt verwunden,
nur die Schale wird geritzt.

Tief im innersten der Ringe
ruht ihr Kern getrost und heil.
Und mit jedem Schöpfungsdinge
hast du immer an ihm teil.²⁷

26 Zu Adornos Schirach-Rezension, in: *Die Musik*, Jg. 1926, H. 9 (Juni 1934), S. 712; vgl.: ders.: Ein offener Brief, in: *Diskus. Frankfurter Studentenzeitung*, 13 (1963), S. 6; ders.: Abschied vom Jazz, in: *Europäische Revue*, 9 (1933), S. 313–316.

27 Werner Bergengruen: *Die heile Welt*, Zürich 1950, S. 101.

Und eine saubere philologische Deutung darf man auch bei dem 1945 geschriebenen *Frage und Antwort* erwarten:

Der die Welt erfuhr,
faltig und ergraut,
Narb an Narbenspur
auf gefurchter Haut,

den die Not gehetzt,
den der Dämon trieb –
sage, was zuletzt
dir verblieb.

Was aus Schmerzen kam,
war Vorübergang.
Und mein Ohr vernahm
nichts als Lobgesang.²⁸

Bergengruens Tochter, Luise Hackelsberger, hat in zwei einfühlsamen Aufsätzen überzeugend nachgewiesen, dass die Idee eines heilen, unantastbaren Kerns schon seit frühesten Schaffenstagen zum fundamentalen geistigen Credo des Autors gehörte. Sie maß ihr zudem eine wichtige Funktion zur seelischen Stabilisierung ihres zuweilen von Depressionen betroffenen Vaters zu.²⁹ Doch es bedarf dieser biografischen Kenntnis nicht einmal, um die geschmähten Texte viel verständnisvoller zu deuten, gerade auch als trotziges Glaubensbekenntnis in Konfrontation mit der NS-Zeit.

Insofern mögen Adorno und die Seinen sich durch ihr Verdikt als im doppelten Wortsinn blendende Polemiker erwiesen haben, zugleich aber auch als miserable Exegeten. Denn das inkriminierte Gedicht *Frage und Antwort* benennt ja ganz deutlich ein durch unzählige

28 Ebd., S. 272.

29 Vgl. Luise Hackelsberger: Werner Bergengruens „Die heile Welt“ (Privatdruck 2005); dies.: Zum Motiv des Heilens in der Lyrik Werner Bergengruens (1892–1964), in: „Die heile Welt – Nostalgie oder Aufgabe? Nachfrage bei Werner Bergengruen“/ „Die Düsterteit in unserem Leben – Schlaglichter der Depression“, hg. von der Katholischen Ärztarbeit Deutschlands, Ostfildern 2002, S. 11–31.

Narben gekennzeichnetes, von Not befallenes und vom Dämon gehetztes Opfer, das die äußere Welt nicht idyllisch verklärt, sondern die (anderen traumatisierenden) Erlebnisse metaphysisch verarbeitet. Es demonstriert somit eine hoffnungsorientierte Trosthaltung, die nichts mit Realitätsflucht, aber viel mit Hiob³⁰ und hassfreier Sublimierung zu tun hat.

Ich teile seinen religiös fundierten Optimismus nicht, wonach die Welt im Kern stets heil bleibt und nur die Schale geritzt werde. Von daher verstehe ich manche Einwendungen der skeptischen Kriegsgeneration, die den Schlachtfeldern und -häusern gerade noch entronnen war. Doch die herrisch-dogmatische Geste, mit der Adorno seinen Konkurrenten auf dem Meinungsforum exekutierte, ein reichlich verspäteter Voltaire im Spott über die „beste aller Welten“, enthielt allzu viel Bigottes.³¹ Sie zielte letztlich auf Exorzismus im Kampf um die politische Seele der Deutschen, auf Entscheidungsschlacht um die Deutungshoheit zwischen autochthoner und der heute dominierenden Zivilreligion, die nicht weniger auf Ketzersuche geht. Zu Recht formulierte denn auch Prälat Hansler, Bergengruen sei mit diesem Bannspruch „öffentlich hingerichtet worden.“ Von einem Tag auf den anderen brach die positive Rezeption ab. Und die nachhaltigen Folgen lassen sich heute zum Beispiel im Kindler studieren: „Der unverbindliche, die monströsen Verbrechen der NS-Zeit immer noch in einen göttlichen Sinnzusammenhang einzubinden bemühte Tonfall dieser Lyrik wirkt heute befremdend, aber gerade darauf beruhte wohl ihr Erfolg in der Nachkriegszeit.“³² Der schlechte Stil dieser Analyse entspricht ihrem Gehalt. Weiter heißt es:

Seither hat sich die Literaturwissenschaft mit dem idealistischen Gehalt dieser Lyrik vorwiegend ideologiekritisch auseinandergesetzt

30 Zur parallelen Auslegung vgl. in Bergengruens Roman „Am Himmel wie auf Erden“ (a.a.O.) das Kapitel „Fische und Adler“ (S. 254–267).

31 Den Mut, der einen Voltaire besetzt haben dürfte, angesichts einer Staatskirche, die noch über mächtige Sanktionsinstrumente verfügte, darf Adorno für seinen geistigen Totschlag allerdings nicht mehr beanspruchen.

32 Kindler, a.a.O., S. 546. In der Neufassung heißt es bei Gradl: „Der unverbindliche, immer noch um Einbindung der monströsen Verbrechen der NS-Zeit in einen göttlichen Sinnzusammenhang bemühte Tonfall der Lyrik wirkt heute befremdend; aber gerade darauf beruhte wohl ihr Erfolg in der unmittelbaren Nachkriegszeit.“

und dabei herausgestellt, ‚wie wenig diese Literatur zur Aufarbeitung der geistigen, politischen, gesellschaftlichen Erschütterungen von Faschismus und Weltkrieg beitrug‘ (K.J. Kuschel).³³

Nun, zunächst einmal halte ich den Beitrag, den etwa *Dies irae* zur Selbstbesinnung in Sachen Drittes Reich leistet, nicht für unbedeutend. Er entsprang einem spezifisch christlichen Verständnis, das heute offenbar kaum noch eine poetologische Lobby besitzt, aber das Pathos des Gegenentwurfs trägt nach wie vor. Auf schrille Effekte angelegte Reeducation-Ware fabrizierte der Autor allerdings nicht. Und seine Lyrik entspricht nicht ganz dem, was sich inzwischen als Bewältigungskatechismus etabliert hat. Dem Jerusalemer Gericht im Eichmann-Prozess immerhin war ein Text wie *Die letzte Epiphanie* noch substantiell genug, um vor Verhandlungsbeginn verlesen zu werden.

Wie also legitimieren sich die heutigen Normen? Ist es Fortschritt schlechthin, zu fordern, Schuld und Verbrechen dürften nur in brutaler, unmetaphorischer Direktheit thematisiert werden? Vielleicht brauchten viele Deutsche damals einfach Zeit, um auch noch die Schockästhetik zu verkraften. Denn es war ja nicht so, dass man sie ansonsten von der Konfrontation mit dem Grauen und dessen Folgen verschont hätte. Die Medien der Zeit waren voller Meldungen vom Nürnberger Prozess, vom Fragebogen, von Schulddebatten³⁴ etc. Es bedurfte nicht unbedingt veristischer Breitseiten à la Grass, Hochhuth, Weiss oder gar Jonathan Littell, um die jüngste Vergangenheit noch hautnah zu spüren. Da genügte eine Ästhetik der Anspielungen.

Auch bei der literarischen Volkserziehung ist manchmal weniger mehr. Eine gewisse Zurückhaltung der Anklage, verbunden mit

33 Ebd., S. 547.

34 Aber es hat mittlerweile fast die Qualität einer Geschichtslegende erreicht, dass in den ersten Nachkriegsjahrzehnten so gar keine Erinnerungsarbeit geleistet worden wäre. Mit dem heutigen Standard war es zwar nicht zu vergleichen, aber wer sich einmal die Mühe machte, die gleichwohl zu Hunderten erschienenen Zeitungs- und Zeitschriftenartikel oder zahlreiche kirchliche wie parteipolitischen Initiativen in dieser Richtung zu bilanzieren, käme auf eine beachtliche Bibliografie. Auch sollte man nicht ganz vergessen, dass Bücher von Anne Frank, Hannah Arendt, Jaspers, Kogon und so weiter schon früh Bestseller geworden sind. Offensichtlich muss sie ja jemand gekauft haben.

Hoffnung auf Begnadigung, eine sanftere Art, Leser mit dem eigenen Schuldanteil zu konfrontieren, ein poetischer Diskurs, der in überzeitlicher Distanz vielleicht eher zur Selbstbesinnung einlud, – all dies muss nicht die erfolglosere Methode zur ethischen Resozialisierung gewesen sein. Vielleicht haben Teile dieser Generation die literarische Veranschaulichung des Angerichteten in seiner letzten Konsequenz auch verdrängen wollen, was übrigens ein gewisses Maß von intuitiv schreckhafter Einsicht nicht ausschließt. Doch gerade dann erreichte sie ein Bergengruen viel eher, weil seine Texte nicht gleich wieder Feuer regnen ließen, sondern die Katharsis mit sublimeren Mitteln erstrebten, die den Reuigen die Chance gab, sich ohne Schuldexhibitionismus zu öffnen. Dass er damit Aufklärung verhindert habe, ist eine vorschnelle Unterstellung und gewiss kein Grund für ideologiekritische Cherubim, ihm den Einlass ins Literaturparadies zu verwehren.

Und da wir gerade bei der Relativität von Wertungsprämissen sind: Wie eigentlich rechtfertigt sich für heutige Kritiker jene abfällige Einstufung von Texten, die *Trost spenden*?³⁵ Sind wir unfähig geworden, uns in die Misere jener Tage zurückzusetzen? Lassen Sie mich einmal persönlich werden:

Wer sich aus frühen Kindheitstagen im völlig zerschossenen Düren noch an eine Flüchtlingsexistenz von fünf Personen in einer fünfzehn Quadratmeter Dachkammer erinnert, die in Analogie zu Spitzwegs „Armer Poet“ bei Regen tropfte, was mit Schirmen gelindert wurde, an einen Vater, der per russischer Lagerkost kaum mehr als sechzig Pfund auf die Waage brachte, bevor er wieder hochgepöppelt wurde. Wer seine Mutter auf dem wöchentlichen Gang zum Wohnungsamt begleitet und den verzweiferten Kampf um die tägliche Nahrung erlebt hat, kann mit der verächtlichen Pose gegenüber einem Autor, der *Trost spendet*, ebenso wenig anfangen wie mit der allzu abstrakten und pauschalen Formel vom „Selbstmitleid des Volks der Täter“. Er hält dies für ein ebenso fatales Klischee, geboren aus selbstgerechter Unerbittlichkeit, wie die Vorstellung von einem gänzlich unschuldigen, bloß gezwungenen oder verführten Kollektiv und sieht keinen ethischen Fortschritt darin, einer

35 Ähnliches gilt für die verächtliche Wendung gegenüber den „satten“ Bürgern in der frühen Nachkriegszeit. Wer jene Elendszeit tatsächlich noch in Erinnerung hat, wird sich nicht so leichtfertig darüber erheben können.

ganzen Generation offenbar ein lebenslanges auch geistiges Fegefeuer auf Erden zu applizieren.

Es mag ja sein, dass vor dem Hintergrund der eigenen Misere das Leid anderer oder manche Ursachen und Verantwortungen in den Hintergrund traten. Aber hatte nicht ein Großteil der Bevölkerung vor allem durch Kriegstote und Massengebombardements schon einen beträchtlichen Teil der Prügel bezogen, die ihnen die Rigorosen zugebracht hatten. Von der berechtigten Ermahnung, dass alles Elend eine Vorgeschichte hat, bis zur Mitleidsverweigerung gegenüber den nun Gestraften, ist zwar nur ein kleiner, aber ein ethisch bedeutsamer Schritt.

Und bei allem Respekt für die heute gefeierten radikalen Denker und ihre Vorstellungen, wie Deutschland kuriert werden sollte:³⁶ Wenn Erika Mann zum Beispiel in US-Vorträgen wörtlich empfahl, Nachkriegsdeutschland müsse „leiden“, ihr Vater nichts dagegen hatte, dass Deutschland zehn bis zwanzig Jahre „gezüchtigt werde“ – noch 1947 empfahl er „mehr alttestamentarische Rachsucht“ und erwärmte sich für eine Massenausiedlung der Deutschen in die umliegenden Länder³⁷ –, wenn ein Emil Ludwig zur Demokratisierung den fünfundzwanzigjährigen Einsatz sowjetischer Erziehungsmethoden vorschlug,³⁸ und Albert Einstein einen Appell zugunsten der hungernden deutschen Bevölkerung als kontraproduktive „Tränencampagne“ ironisierte, so vermag ich derartige Härten aus der Vorgeschichte her zu begründen. Aber man sehe mir nach, dass ich andere geistige Helfer jener Tage favorisiere: Carl Zuckmayer zum Beispiel, der die Lebensmitteltrans-

36 Vgl. Günter Scholdt: Was soll nur aus diesem Deutschland werden? Stellungnahmen deutschsprachiger Schriftsteller zwischen 1938 und 1949, in: Literarische und politische Deutschlandkonzepte 1938–1949, hg. von Gunther Nickel (Zuckmayer-Jahrbuch, Bd. 7), Göttingen 2004, S. 11–45. Darin die Belege für die nachfolgenden Statements dieses Absatzes.

37 Er gönne „der gottgeschlagenen Rasse jede Strafe“ (Tagebücher 1946–1948, Frankfurt a. M. 1989, S. 889). Seinem Sohn Klaus gegenüber sprach er sich für eine deutsche Massenausiedlung aus, die Clemenceaus Warnruf vor den „20 Millionen Deutschen zuviel“ in konkrete Politik umgesetzt hätte. (Brief vom 19.3.47, in: ebd., S. 890).

38 Emil Ludwig: Geschichte der Deutschen, Zürich 1945, S. 297: „Daß die Erziehung eines Volkes zu einer neuen Philosophie möglich ist, haben Lenins und Stalins Erfolge gezeigt: nach fünfundzwanzig Jahren planmäßiger Erziehung sind heut alle Russen unter vierzig Kommunisten. Dasselbe muß möglich sein mit dem Gedanken der Demokratie.“

porte des britisch-jüdischen Verlegers Gollancz rühmte mit Worten wie: „Ein einziger Victor Gollancz hat mehr Deutsche von der möglichen Überlegenheit der Humanität über die nackte Gewalt überzeugt als sämtliche Straf- und Bußpredigten unweiser Zwangspädagogen.“³⁹ oder Bergengruen, der die Peitsche des unerbittlichen Richters in seiner poetischen Tasche ließ und dafür dichtete:

Wer will die Reinen von den Schuldigen scheiden?
Und welcher Reine hat sich nicht befleckt?⁴⁰

Wenn meinem Vater mancher Bergengruen-Vers oder Ethik-Diskurs in *Der Großtyrann und das Gericht* viel bedeutete, wenn meine neun Jahre ältere Schwester mir kleinem Jungen entzückt von den *Drei Falken* erzählte oder aufgrund der Lektüre von *Am Himmel wie auf Erden* manchen Spargroschen für Aussätziges spendete, weigere ich mich, dergleichen Bücher lediglich als illegitimes Sedativ abzutun, als politisch verstellendes Narkotikum. Ich kann mit solchen abstrakten Verdikten genauso wenig anfangen wie mit unfreiwillig zynischen Filmkommentaren wie „Die Bevölkerung betäubte sich, indem sie sich in den Wiederaufbau stürzte.“ Denn wer diese geradezu gespenstischen Trümmerstädte noch wirklich in Erinnerung hat, einschließlich der ausgezehrten, frierenden Frauen und Männer, die sie verzweifelt wieder ein wenig wohnlicher zu machen suchten, weiß wohl besser: Hier „betäubte“ sich niemand, sondern rang um die nackte Existenz.

Der Vorwurf, Bergengruen habe unwürdige Verdränger mit unkritischer Erbauungsliteratur bedient, profitiert auch ein wenig vom retrospektiven Zerrbild der Adenauer-Ära. Und allen voran atmet man das Revoluzzer-Bewusstsein, „wie haben wir’s so herrlich weit gebracht“ gegenüber einer Generation von angeblich gänzlich Verworfenen, die reuelos, historisch unbelehrt, in den Tag hineinlebte. Solche Vereinfachung stützt ein historisches Kontrastgemälde, vor dessen Hintergrund sich die beanspruchte Aufklärungsleistung der Studentenbewegung

39 Carl Zuckmayer: Geheimreport, hg. von Gunther Nickel und Johanna Schrön, Göttingen 2002, S. 231.

40 Wer will die Reinen von den Schuldigen scheiden? in: Werner Bergengruen: *Dies irae*, Zürich 1946, S. 21.

umso strahlender abhebt. Und der Umstand, dass nicht wenige von ihnen sich einem anderen Totalitarismus in die Arme warfen, erscheint nun im milden Licht von Weichzeichnern, von diversen obskuren Sympathien für die Phantasmen der Terrorszene ganz abgesehen. Gewiss gab es in der Nachkriegszeit kaum die Musterdemokraten, wie sie am Reißbrett der Reeducation-Sozialingenieure entwickelt wurden. Aber in Summe auch nicht diese völlig einsichtslosen Karikaturen, wie sie einer achtundsechziger Dämonologie samt eigener Heldenmythologie entsprangen. Dazu O-Ton Film: „Mit dem Schah-Besuch 1967 erreichte die Studentenrevolte einen ersten Höhepunkt. Sie fegte die letzten Reste der katholischen Restauration davon. Die Adenauer-Ära war endgültig zu Ende. Eine neue Generation begann den Eltern Fragen zu stellen.“

Nun, manche Fragen hatten sich die Älteren schon selbst gestellt, nicht selten auch anhand von Bergengruen-Texten. Und wie schön das klingt: dieses „Davonfegen“. Wir wollen nicht ganz vergessen, was damals auch davongefegt wurde mit der kompakten moralischen Arroganz späterer Jahrgänge. Es war nicht alles davon demokratiehinderlich: nicht zuletzt eine gewisse Empathie beziehungsweise Solidarität mit dem Schicksal der eigenen Bevölkerung. Koplins Film fragt anfangs, was Bergengruens Texte denn „so anziehend gemacht“ habe, und postuliert: „Die Antwort suchen, heißt, in einen Abgrund der deutschen Seele zu tauchen.“ Wohl wahr, doch auch in ganz anderem Sinn. Denn was man dort finden kann, ist eine nicht unproblematische Spielart des deutschen Intellektuellen als Konzentrat jenes Pharisäertums, das uns bis heute in nicht nur germanistischem Griff hält.

Und da wir schon mitten in der Kriterien-Diskussion sind: Es ödet mich langsam an, wenn dem Autor ständig der Vorwurf gemacht wird, seine Problembehandlung sei zu unspezifisch, unkonkret oder überzeitlich. Liegt darin doch weniger ein Mangel als eine Chance, an literarischen Modellen etwas Grundsätzliches zu lernen. Denn die Tyrannen und Einschüchterungsszenarien aller Welt sind vom Prinzip her wahrlich nicht nur zeitgebunden. Mal figurieren sie in monströser Sichtbarkeit millionenfacher Leichenberge, mal schleichen sie auf Katzenpfoten, erscheinen harmlos und sozial erwünscht. Manchmal sind sie auch uns erstaunlich nah, heißen *Mainstream*, *Political correctness* oder *Avantgarde* und bedrängen geborene Individualisten und Außen-seiter, wie Bergengruen gewiss einer war.

Ideologiekritische Beckmesser können sich nach heutigen Maßstäben an ihm austoben: Die baltische Befindlichkeit, manches Traditionsverhaftete, patriarchalische, gar monarchische Vorlieben, bestimmte religiöse oder restaurative Sozialmuster konvenieren nicht immer mit neueren Entwürfen literarisch-politischer Tugendhaftigkeit. Feministisch-pazifistische Grönemeyer-Adepten mögen die Stirn runzeln angesichts von poetischen Entwürfen wie im *Leben eines Mannes*, ein Gedicht, das im Ton balladesker Unbekümmertheit zwischen Gryphius, Bellmann, Degenhardt oder Biermann oszilliert:

Gestern fuhr ich Fische fangen,
 heut bin ich zum Wein gegangen,
 – Morgen bin ich tot –
 Grüne, goldgeschuppte Fische,
 rote Pfützen auf dem Tische,
 rings um weißes Brot.

Gestern ist es Mai gewesen,
 heute wolln wir Verse lesen,
 morgen wolln wir Schweine stechen,
 Würste machen, Äpfel brechen,
 pfundweis alle Bettler stopfen
 und auf pralle Bäuche klopfen,
 – Morgen bin ich tot –
 Rosen setzen, Ulmen pflanzen,
 schlittenfahren, fastnachtstanzen,
 Netze flicken, Lauten rühren,
 Häuser bauen, Kriege führen,
 Frauen nehmen, Kinder zeugen,
 übermorgen Kniee beugen,
 übermorgen Knechte löhnen,
 übermorgen Gott versöhnen –
 Morgen bin ich tot.⁴¹

41 Werner Bergengruen: „Gestern fuhr ich Fische fangen ...“ Hundert Gedichte, hg. von Luise Hackelsberger, Zürich 1992, S. 18.

Dass er seinem Einsatz im Ersten Weltkrieg auch noch Anderes abgewinnen konnte als pazifistische Mahnung, eine Art Rausch des intensivierten Lebens, bietet Angriffen offene Flanken. Man bekrittelt die Vorstellung vom Dichter als Seher oder manchen nordischen Irrationalismus. Ein Zeitalter, das Tolkien oder Joanne Rowling zu Füßen liegt, verpönt seine Berufung auf den poeta vates oder magische Poesieeffekte.

Dabei mag Literaturgeschichte – nach meinem Verständnis – alles sein, nur kein Katechismus für retrospektiv beurteilte Korrektheit. Und Autoren und Werke früherer Jahrhunderte interessieren mich am wenigsten, weil sie mit den heutigen Vorstellungen übereinstimmen oder notfalls entsprechend zurechtgedeutet werden, sondern nicht zuletzt weil ich in ihnen manches Andere, wenn nicht Fremde erfahre.

Und noch ein Letztes in Sachen Wertungsprämissen: Die zunehmende Marginalisierung des Autors reduziert dessen Gesamtleistung vornehmlich auf sein Schreiben oder Verhalten im Dritten Reich beziehungsweise seine vermeintliche Rolle im Rahmen der sogenannten Vergangenheitsbewältigung. Andere Perspektiven kommen Germanisten meist gar nicht in den Sinn. Welch panpolitische, fast totalitäre Vorstellung einer Literaturszene! Und wieder die Frage: Wer in aller Welt rechtfertigt eigentlich solche wertende Dominanz bestimmter Themen, solche Ausschließlichkeit, wonach jeder seriöse Autor offenbar das Gleiche zu tun hat wie Brecht, Heinrich Mann oder Erich Fried? Sind Literarhistoriker mittlerweile so uniformiert, dass aus volkspädagogischen Erwägungen heraus offenbar nurmehr ein einziges Thema Billigung findet und andere Stimmen oder Akzente nicht mehr geduldet werden? Welche Enge, Verarmung, ästhetische Banauserie wirkt hier zu Lasten Bergengruens, der noch ganz andere Stoffe, Töne und Akzente im Repertoire hatte.

Da geht es in eindrucksvollen Geschichten und Gedichten um alltägliche Freuden und intensives Naturempfinden ebenso wie um Alter und Tod. Krankheiten werden sensibel geschildert oder grotesk verspottet. Es gibt deftige Trinklieder, anheimelnde *Zwieselchen*-Kinderbücher, spannende Balladen oder andere fast kanonische Texte wie das *Kaschubische Weihnachtslied*.

Baltische Schauplätze wechseln mit italienischen (Renaissance-) Szenarien in seinen klassischen Novellen. Dort wird dann wie zum

Beispiel in den *Die drei Falken* das Ethos von Recht und Freiheit zelebriert.

Zuweilen finden wir aber auch völlig lakonische, scheinbar amoralische Geschichten oder heimlich ausgelebte schelmische Sympathien mit Spitzbuben und wechselseitigen Betrügnern, sofern wenigstens Witz und Courage demonstriert wird. Die Vorstellung eines biedereren katholischen Autors für Mädchenpensionate, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit kursierte, verdient manche Korrektur, was nicht heißt, dass er nicht vielfach auch bedeutsame theologische Fragen aufwirft. *Der Kopf* oder *Der Seeteufel* wiederum erlauben manche Stippvisite ins literarische Gruselkabinett, neben weiteren Gespenstergeschichten aus *Der Tod von Reval*. Grotisches lebt in ihnen ebenso wie eine erzählerische Tradition der Spökenkiekerei. Heidnisches mischt sich reizvoll mit Christlichem, mantische Beschwörung mit Gebet.

Mir fehlt leider die Zeit und vielleicht auch das Rezitiertalent, um akustisch zu demonstrieren, welche sinnlichen, klanglich-magischen, ja zuweilen wohl auch heilsam beschwörende Wirkungen von manchen seiner Verse ausgegangen sein dürften. Ich sage das, obwohl ich von den reinen Aussagen solcher Dingzauber- und Segenssprüche, Spuk- oder Koboldgedichte gänzlich unaffiziert bin, und vor allem die (lautmalerischen) Wortschöpfungsbeiträge goutiere. Oder deutlicher formuliert: An die Bergengruen'schen Zaubersprüche glaube ich ebenso wenig wie an die Merseburger, aber sie gefallen mir gleichwohl.

Und wir haben neben dem Reiseautor den scharfzüngigen konservativen Essayisten und Aphoristiker, wie ihn sein aus dem Nachlass veröffentlichtes *Compendium* zeigt. Für Juristen boten seine episch vermittelten Fallkonstruktionen, von *Die Feuerprobe* bis zur *Musketengeschichte*, Anlass zu subtilen rechtsphilosophischen Erwägungen.⁴² *Die Mutter* wiederum oder *Der Flankierbaum* präsentieren Prosastücke von unerbittlicher psychologischer beziehungsweise sozialkritischer Härte, ohne jede Konzession an baltische Herrschaftsidyllen. Soviel zum Thema „aristokratische Attitüde“.

42 Vgl. Arthur Kaufmann: Beziehungen zwischen Recht und Novellistik, in: Hermann Weber (Hg.): Annäherungen an das Thema „Recht und Literatur“, Baden-Baden 2002, bes. S. 72–78.

Kurz, wir können bilanzierend festhalten: Bergengruen hat in vielfacher Weise eine bedeutsame Rolle im damaligen Literaturleben gespielt. Er war ein respektabler, zuweilen knorriger Außenseiter, der in seinem dichterischen Werk das Pathetische wie das Skurrile umschloss, darüber hinaus kein verächtlicher Vertreter der Inneren Emigration, dem allenfalls ein Freispruch zweiter Klasse zukommt. Er zeigte Flagge, ohne sich offiziell bis zur Wirkungslosigkeit oder Gefährdung seiner Familie zu exponieren. Ungeachtet mancher Stilschwächen, sollten daher Werke wie *Der Großtyrann und das Gericht* und *Am Himmel wie auf Erden* literarhistorisch nicht hinter anderen zeitgenössischen Geschichtsromanen wie etwa Thomas Manns *Lotte in Weimar*, Heinrich Manns *Henri Quatre*, Brechts Cäsar-Roman oder Feuchtwangers *Der falsche Nero* eingestuft werden.

Ebenso wenig brauchte er sich seiner Haltung in der Nachkriegszeit zu schämen. Er war kein Rosstäuscher, der seinen Lesern heile Welten, allgemeine Absolution oder ein politisches Nirwana vorgaukelte und sich dafür per Tantiemen fürstlich belohnen ließ, sondern eher ein literarischer Seelenarzt, der aus eigener Erfahrung die mächtigen Versuchungen innerhalb einer hypnotisierten oder eingeschücherteten Massengesellschaft kannte. Auch abseits von Politik war er ein beachtlicher Lyriker, der aus der Tradition schöpfte, aber thematisch wie klanglich ganz eigene Akzente setzte, dazu – nehmt alles nur in allem! – ein genuiner Erzähler mit einer häufig unterschätzten Bandbreite an Themen und Formen, der nicht zuletzt nahrhaftes Lesefutter bereithielt.

Wenn das heute alles nicht mehr reicht, um im literarhistorischen Pantheon etwas mehr als einen zugigen Notsitz zu erhalten, scheint es mir an der Zeit, die Kriterien unserer Literaturgeschichten zu überdenken. Denn so unspektakulär sich eine Interessenverlagerung neuerer Lesergenerationen ausnimmt – diese permanente Herabsetzung im germanistischen Kanon war kein natürlicher Vorgang. Er wurde vielmehr planmäßig herbeigeführt auf dem langen Marsch durch die Kulturinstitutionen. Er war eine Austreibung mit dem allzu guten Gewissen von Eiferern, in deren kompromisslosen Gesellschaftsmodellen wenig Platz für den stetig gleichen alten Adam war. Und so büßte ein Autor für seine mangelnde Kompatibilität mit einem rigoros etablierten Weltbild.

Mein Plädoyer neigt sich dem Ende zu. Die kritische Überprüfung des Falls Bergengruen kann sinnvollerweise nur in dessen germanistische Rehabilitation münden. Hat sie doch schwere Mängel und Befangenheiten bei den bislang urteilenden Instanzen aufgezeigt, die eher an die obskuren Praktiken von Kafkas Gericht als eine ordentliche philologische Prozessführung erinnern. Manche gegnerische Argumentation zeugt zudem im Kern von einer provozierenden Schlichtheit, die meist nur deshalb nicht durchschaut wird, weil sie mit polemischer Aggressivität im kritisch-analytischen Gewand daherkommt und per germanistischem Mainstream als angebliche vox Dei einschüchtert.

So kann denn die öffentliche Wiederbelebung Bergengruens nur gelingen, wenn wir mehrheitlich bereit sind, dem noch amtierenden Deutungsimperium mit gleichfalls kämpferischem Engagement entgegenzutreten, und wenn zahlreiche Leserinnen und Leser ihren persönlichen Beitrag dazu leisten.

Denn auch literarische Kanonisierung oder Exkommunikation ist gewiss kein Vorgang, der sich von selbst versteht. Ein Autor überlebt in aller Regel nur dann, wenn sich genügend Engagierte finden, denen es ein Anliegen ist, sein Gedächtnis zu bewahren. Es geht also nicht zuletzt um zu knüpfende Netzwerke, um Forschungs-, Editions- und Verlagsperspektiven. Die morgige Preisverleihung könnte ein erster spektakulärer Schritt in die gewünschte Richtung sein.⁴³

43 Daher danke ich allen, die sich an dieser Veranstaltung beteiligt haben, von Bergengruens Familie über die Autoren wie Referenten und Zuhörer bis hin zu den großzügigen Sponsoren und nicht zuletzt Herrn Lange als treibender Kraft hinter dem Ganzen.